

Natascha Timoschkowa

Tashinskiy, Aleksey (2018): Literarische Übersetzung als Universum der Differenz. Mit einer analytischen Studie zu deutschen Übersetzungen des Romans Oblomov von I. A. Gončarov. Berlin: Frank & Timme.

1/2021

DOI: 10.25365/cts-2021-3-9

Herausgegeben am / Éditée au /
Edited at the: Zentrum für
Translationswissenschaft der
Universität Wien

ISSN: 2617-3441

Zum Zitieren des Artikels / Pour citer l'article / To cite the article:

Timoschkowa, Natascha (2021): Tashinskiy, Aleksey (2018): Literarische Übersetzung als Universum der Differenz. Mit einer analytischen Studie zu deutschen Übersetzungen des Romans Oblomov von I. A. Gončarov. Berlin: Frank & Timme, *Chronotopos* 2021 (1), 154-163. DOI: 10.25365/cts-2021-3-1-9



Natascha Timoschkowa

Aleksey Tashinskiy (2018): *Literarische Übersetzung als Universum der Differenz. Mit einer analytischen Studie zu deutschen Übersetzungen des Romans Oblomov von I. A. Gončarov*. Berlin: Frank & Timme. 326 S. ISBN: 9783732904976

Mit dem den höchsten Gegenstand der Literatur benennenden Motto von Gilles Deleuze zu seiner Arbeit über die literarische Übersetzung gibt uns Aleksey Tashinskiy einen Vorgeschmack auf die Komplexität des interdisziplinären Vorgangs der gebotenen translatorischen Studie. Tatsächlich wird in der Einleitung, der das folgende Motto vorangestellt ist, mitgeteilt: „Im Grunde geht es um das Verhältnis zwischen dem interdisziplinären Feld ‚Literaturwissenschaft‘ und der [...] jungen Disziplin Translationswissenschaft, [...] die bis heute damit beschäftigt ist, [...] ihren eigenen ‚translationswissenschaftlichen Gegenstand‘ zu bestimmen.“ (S. 9) Was der Gegenstand der Literatur ist, hat der Leser aus dem Motto erfahren, wissenschaftstheoretische Erkenntnisse über die Spezifik der literarischen Übersetzung und den „translationswissenschaftlichen Gegenstand“ sui generis werden zunächst in Aussicht gestellt.

Mit dem Ziel, über die Analyse translatorischer Differenzen die Spezifik literarischer Übersetzung zu bestimmen, vergleicht Tashinskiy im analytischen Teil seiner Arbeit ausgewählte Passagen aus den acht zwischen 1868 und 2012 entstandenen Übersetzungen des Romans *Oblomov* von Ivan Gončarov (1859) ins Deutsche miteinander und mit dem Original. Der Schwerpunkt der Analysen liegt auf der 2012 erschienenen Übersetzung von Vera Bischitzky, die sich als „Neuübersetzung“ positioniert und ihr Anderssein expliziert und hervorkehrt: „Bischitzkys Bemühung um translatorische Distinktion“ (S. 290), „Hervorhebung einer [...] z. T. inszenierten Markierung der Differenz zu den Vorgängern“ (S. 289). Tashinskiy macht hingegen bereits im ersten Satz seiner Arbeit darauf aufmerksam, dass sich seine kontrastive Studie in ihrer Grundkonzeption nicht „von zahlreichen anderen Studien“ der Vorgänger unterscheidet: Es ist ein übersetzerischer Mehrfachvergleich.

Das „Universum der Differenz“ beginnt bei Tashinskiy mit einem polemischen Überblick der festgefahrenen Fachdiskurse, vor denen die Translationswissenschaft ihre Waffen in der Regel streckt. Viele kontrastive Studien arbeiten mit zu Dogmen

erstarrten Geltungsregeln und normativen Kriterien, die immer wieder tradiert werden. Ihre Prämissen und methodischen Ansätze scheinen selbstverständlich und werden selten hinterfragt. Dieser Umstand veranlasst den Autor, „einige Aspekte der Thematik ‚literarisches Übersetzen‘ über den bisherigen Stand der methodisch-theoretischen Reflexion hinaus kritisch ‚durchzugehen‘“ (S. 9). Ein „unzureichendes Reflexionsniveau“ wird u. a. den Konstrukten wie „das Gebot der Treue“, „Verabsolutierung des Originals“, „Wörtlichkeit“, Berücksichtigung der „Normen‘ der ‚Zielkultur‘“, etc. attestiert. Das kritische „Durchgehen“, wie von Tashinskiy intendiert, hat hohes Bedeutungspotenzial allein durch das Anfachen der Polemik über die zuweilen häretisch anmutenden Fragen, die zwar hin und wieder vereinzelt in der Übersetzungstheorie und -kritik auftauchen, in der Arbeit von Tashinskiy aber gebündelt und mit Nachdruck in den Blick gerückt werden.

Im ersten Teil seiner Arbeit „Literarisches Übersetzen – Symptom, Funktion oder Form?“ entfaltet der Autor eine pointierte Darstellung seiner theoretischen Grundlagen und methodischen Herangehensweisen, anhand derer er das Problem der Differenz in literarischen Übersetzungen im analytischen Teil ausleuchten will. Die theoretische Stütze der Arbeit ist das poststrukturalistische Konzept des Signifikanten von Jacques Lacan. Um die Thesen von Lacan zu profilieren, geht Tashinskiy punktuell auch auf einige für die Zwecke seiner Untersuchung relevanten Ideen von Saussure und Jakobson ein, deren Arbeiten ihrerseits linguistische Grundlagen von Lacans Theorie bilden. Die Zeichen- und Kommunikationsauffassung des französischen Psychoanalytikers ist für Tashinskiy insofern interessant, als dass sie erlaubt, „vom Subjekt ausgehend vom sprachlichen Material zu sprechen, ohne jenes zu psychologisieren oder zu soziologisieren“ (S. 288). Tashinskiy ist bestrebt, sich bei seinen Untersuchungen auf die „reine translatorische Form“ (S. 102) ohne psychologische und soziologische Beimischungen zu konzentrieren, da sie, so seine These, besser geeignet ist, um dem zu analysierenden Text deskriptiv gerecht zu werden. Um seine These zu untermauern, nimmt Tashinskiy die zentralen systemischen Präkonstruktionen wie „(Ziel-)Kultur“ und „Funktion“ (S. 24) unter die Lupe. Von den Ergebnissen seiner kritischen Analyse ausgehend, versucht der Autor im zweiten Schritt, Tourys Modell der Descriptive Translation Studies und das funktionalistische Modell, denen diese Präkonstruktionen zugrunde liegen, zu dekonstruieren. Die Auswahl dieser zwei Modelle wird durch ihre grundlegende Rolle für die Entwicklung der modernen Translationswissenschaft erklärt, in der in diachroner Perspektive eine „Verschiebung vom Äquivalenzkonzept hin zur Dominanz des funktionalistisch-kulturalistischen Denkens stattgefunden hat“ (S. 74).

Nach der Dekonstruktion der etablierten Modelle der modernen Translationswissenschaft wird die Suche des Autors nach dem eigenen deskriptiven Modell für literarisches Übersetzen (S. 51) im Teil II „Neuübersetzungen und das Originalitätsdispositiv“ fortgesetzt. Auch im Teil II werden provokante Thesen aufgestellt und, wie der Titel zeigt, originelle Begriffe vorgestellt. Es soll die Vorstellung hinterfragt werden, „ein an sich existierendes Original gehe dem Translat voraus“ (S. 105). Hier gilt es das Konzept der Originalität zu dekonstruieren. Genauso wie das „funktionalistisch-kulturalistisches Denken“, wird „das moderne Denken der Originalität“ (S. 15) für translationswissenschaftliche Studien als störend empfunden. Da die Vorstellung von der Bewahrung des „heiligen Originals“ translatorische Diskurse, Produkte und Subjekte der Translation wesentlich prägt bis hin zur Beförderung der Lektüre, die „das Translat in seiner schuldhaften Differenz gegenüber dem Original sehen möchte“ (S. 291), müssen dieses Denken an sich und seine Auswirkungen im literarischen Feld beschrieben werden. Tashinskiy beginnt mit einem historischen Exkurs und beschreibt den Rahmen, in dem sich der Diskurs der Originalität herausgebildet hat. Danach wird der Begriff „Originalitätsdispositiv“ vorgestellt. In Anlehnung an den Begriff „Dispositiv“ von Michel Foucault stellt Tashinskiy seinen Begriff „Originalitätsdispositiv“ und erklärt die allgemeine Funktionsweise dieses Konstrukts: „Es ist eine heterogene, zeitlich variable Verflechtung aus diskursiven und nicht-diskursiven Elementen, deren strategisches Ziel in der Benennung, Produktion, Entfaltung und Sicherung der Entität namens Original und der Substanz Namens Originalität besteht. Das Kernelement des Dispositivs [...] bildet dabei die Verknüpfung [...] zwischen dem Autor und seinem Werk“ (S. 111). An dieser Stelle möchte man nicht als Kritiker, sondern zum Verständnis der allgemeinen Funktionsweise fragen: Was bildet das Kernelement des Originalitätsdispositivs in den Fällen Bibel, Pseudoübersetzungen, Texte mit kollektiver Autorschaft und Texte, deren Autoren nicht bzw. nicht mit Sicherheit bestimmt werden können?

Besonderes Augenmerk legt Tashinskiy im Teil II auf die Beschreibung des Originalitätsdiskurses beim Thema „Neuübersetzungen“. Von den darin ausgearbeiteten Entwicklungslinien ausgehend wird die „peritextuelle Apparatur“ von Vera Bischitzky zu ihrer Neuübersetzung von *Oblomov* untersucht, in der „proliferativ die Gebote des Originalitätsdiskurses zur Geltung gebracht“ werden (S. 161). Die Neuübersetzung von Bischitzky wird dabei als eine Ausnahme in der Reihe der *Oblomov*-Übersetzungen hingestellt. Sie sei „die einzige, die man reflexiv nennen kann, insofern in ihrem Peritext ausführlich und auf differenzierte Art und Weise die Tatsache des Übersetztseins des Romans thematisiert wird“ (S. 161). Soll es im Rückschluss

bedeuten, dass die restlichen sieben Übersetzer unreflexiv vorgehen? Es ist unklar, warum in einer translatorische Differenzen begrüßenden Studie die Reflexivität nur den Übersetzern bescheinigt wird, die ihren Übersetzungen ein translatorische Aspekte thematisierendes Nachworts oder einen sonstigen Peritext beigegeben haben. In den Vorbemerkungen zu diesem Kapitel, die auch im analytischen Teil bei der Beschreibung der Übersetzungsgeschichte des deutschen *Oblomov* wiederholt werden, bringt Tashinskiy Beispiele an – Jollos, Hahn –, die zeigen, dass das Vorhandensein eines Vor- oder Nachworts des Übersetzers eher in den Zuständigkeitsbereich des Verlegers fällt. Auch die Kürzungen sind eher von den Verlagen zu verantworten. Unabhängig von der Verteilung der Zuständigkeiten, wäre gerade im Rahmen einer solchen Studie, die u. a. das „psychoanalytisch informierte Konzept des Signifikanten“ zum Thema hat, zu fragen, ob die Informationen, die Übersetzer in den Peritexten (preis)geben, als Reflexionen oder als Projektionen zu lesen wären.

Am Ende der theoretischen Ausführungen mit anregenden Thesen und überraschend scharfen Beobachtungen wünscht man sich, der Autor hätte für die vorgeschlagenen Ansätze im Teil III die Wege zu einer Verbindung von Theorie und Praxis aufgezeigt. Wenn man im ersten Satz der Schlussbetrachtung über „das Mittel der Entfaltung translatorischer Differenzen“ liest, wird man gezwungen zu fragen, ob dieses Mittel universell ist und wie es anzuwenden ist. Das Instrumentarium der gebotenen Übersetzungsanalysen unterscheidet sich, soweit ich beurteilen kann, nicht von dem der herkömmlichen Übersetzungsvergleiche mit allen Reduktionismen und sonstigen Unzulänglichkeiten, gegen die im theoretischen Teil angekämpft wurde. Im Kapitel 2 (Teil III), in dem der „psychosemiotische Raum“ im Roman geschildert wird, sollen die Differenzen „mit Hilfe des psychoanalytisch informierten Konzepts des Signifikanten“ extrahiert werden (S. 186). Es wird zurecht auf die verblüffenden Analogien in der Art der „therapeutischen Signifikanten-Bereinigung“ in der Gesprächstherapie und in den Gesprächen, die zwischen Ol'ga und Štol'c verlaufen, hingewiesen. Tashinskiy entwickelt auf der Grundlage dieses Konzepts seine sehr pointierte Interpretation und führt überzeugend vor, wie auf der Figurenebene „der Signifikant ins Spiel kommt“ und wie Štol'c/Gončarov reale oder inszenierte seelische Vorgänge deuten. In den Übersetzungsvergleichen selbst habe ich jedoch außerhalb der interpretativen Ebene keinen Einsatz dieses Mittels gesehen. Die Interpretation bezog sich zudem nur auf den Romantext. Ich habe keinen Versuch gesehen, das psychosemiotische Verständnis der einzelnen Übersetzer zu erschließen. Es wurden punktuell Stellen aufgezeigt, wo die Übersetzungen (bis hin zur Übersetzung eines einzelnen Worts) nicht der Erwartungshaltung der gebotenen Interpretation ent-

sprachen. Die festgestellten Differenzen waren somit mehr oder weniger um das Thema Beschreibung psychologischer Vorgänge gruppiert. Es ist zudem zu fragen, ob sich dieses psychoanalytisch informierte Konzept des Signifikanten auf andere Texte aber auch andere Textstellen in *Oblomov* anwenden lässt, bei denen die „psychohermeneutische, die Auslegung der seelischen Vorgänge betreffende Variante“ (S. 186) keine derart exponierte Rolle spielt.

Wenn das Hauptcharakteristikum literarischer Übersetzung nach all den Ausführungen das Mannigfaltige bleibt, wie wiederum aus dem ersten Satz der Schlussbetrachtung hervorgeht, kommt die Frage auf, was dieses Mannigfaltige vom Mannigfaltigen nicht-literarischer Übersetzungen und vom „Mannigfaltigen der Literatur“, das, wie an mehreren Stellen der Arbeit gezeigt wird, „ein konstitutives Merkmal des Literarischen an sich ist“ (S. 288), unterscheidet. Das Verhältnis vom Allgemeinen und Besonderem wird hier nicht offengelegt. Unklar bleibt auch, warum dieses Mannigfaltige in seinen verschiedentlichen Ausprägungen unterschiedlich behandelt wird bis hin zu den „Singularitäten [...], welche dann [...] hinter der Schwelle des [...] Beobachtungswürdigen verschwinden“, wie es im zweiten Satz der Schlussbetrachtung heißt. Die Frage wird umso eindringlicher, als dass auf diese unterschiedliche Behandlung, die Unterscheidung zwischen Relevantem und Irrelevantem voraussetzt, ausgerechnet in dem Satz hingewiesen wird, in dem die Rhizom-Metapher, die an die Hinfälligkeit von Hierarchien denken lässt, auftaucht. Um mit dem Autor zu sprechen, fühlte ich mich als Leser in diesem Satz auch nach der mehrfachen konzentrierten Lektüre in die „Urszene“ dieser Studie versetzt, bei der man „quasi reingeworfen wird in das Mannigfaltige des literarischen Signifikanten und daher gezwungen ist, eine demiurgische Rolle zu spielen“. Der Satz lässt mehrere Interpretationen zu, so dass man sich tatsächlich gezwungen fühlt, „eine demiurgische Rolle“ zu übernehmen und aus dem vorhandenen Material für sich nach eigenem Ermessen Sinn zu schöpfen.

Wenn der Autor behauptet, die Arbeit sei „ein Versuch, die Differenzen zu organisieren, zu bündeln, die Linien zu verfolgen, entlang derer sich diese Differenzen entfalten“, möchte man zunächst erfahren, ob die Ermittlung der Differenzen ein Selbstzweck ist oder einem bestimmten Zweck innerhalb der Übersetzungsanalyse und/oder der Werkanalyse dienlich sein soll und zumindest potenziell abgeschlossen sein kann. Bezogen auf das titelgebende „Universum der Differenz“ würde das erklären, ob es sich um ein beobachtbares Universum handelt, und wenn ja, wo die Grenzen seiner Ausdehnung liegen. Unabhängig von der Antwort auf diese Frage wird jeglicher Versuch, eine literarische Übersetzung ausschließlich über wie auch immer

geartete Differenzen zu beschreiben, vor erhebliche Kohärenzprobleme gestellt. Der analytische Teil der Arbeit ist ein Beweis dafür. Der Autor bietet an dieser Stelle keinen Ansatz, disparate Aspekte der beobachteten Phänomene aufeinander beziehbar zu machen. Die interessanten Ergebnisse der vergleichenden Interpretationen der ausgewählten Passagen werden in der Art systematisiert, die keine Auskunft darüber gibt, warum am Ende „nicht alle Texte ein ausgeprägtes Profil“ zeigen (S. 288). Geben diese Texte das nicht her aufgrund von ihrer Beschaffenheit oder liegt es an den Qualitäten des Lesers und der Intensität seiner Lektüre?

Jetzt gilt es zu überprüfen, ob die spannenden Thesen, die Lust auf Weiterlesen machen, den Eingang in den analytischen Teil der Arbeit gefunden haben oder im Bereich der theoretischen Abstraktion geblieben sind. Das erste, was ins Auge sticht, ist das Wort „Original“ als Überschrift für die Spalten mit dem russischen Text in den Tabellen, in denen die zu analysierenden Passagen aus den acht Übersetzungen stehen. Nach der langen stichhaltigen Argumentation gegen ein „an sich existierendes Original“ stolpert man über dieses Wort. Es drängt sich die Frage auf, wie und unter welchen Vorbehalten dieses „Original“ an dieser Stelle bei den Übersetzungsanalysen zu verstehen ist. „Diese Entität – [Original] – geht weit über die bloßen Textvorlagen hinaus, die in der Translationswissenschaft gemeinhin als ‚Ausgangstexte‘ bezeichnet werden.“ (S. 105) Der Argumentation zum Verhältnis zwischen Original und Textvorlage zustimmend, kann ich dem Satz nicht entnehmen, was am „Ausgangstext“ verstört. Aus derselben Argumentation heraus verwende ich gerade „Textvorlage“ und „Ausgangstext“ in den Übersetzungsvergleichen, bei denen festgestellt werden kann, mit welcher Textfassung der Übersetzer gearbeitet hat. Wäre „Originaltext + Quellenangabe“ eine Kompromisslösung, die den Zwecken dieser Arbeit gerecht wäre? Text scheint der einzige unter den beschriebenen Faktoren, der als abgeschlossen und nicht beweglich charakterisiert werden kann. Die Frage stellt sich jedoch nur vor dem Hintergrund der beiden theoretischen Teile der Arbeit, die gegen „das moderne Denken der Originalität“ ankämpfen. Noch verwirrender wirkt hier das Original mit Zeitangaben. Die zweite Frage in diesem Zusammenhang und wiederum nur vor dem Hintergrund der vorangegangenen theoretischen Ausführungen wäre, inwiefern die Referenzquelle „Original 1887/1953“ (S. 180, Fußnote 114) für die Übersetzungsanalyse aller acht Übersetzungen, die 1868 bis 2012 entstanden sind, gerechtfertigt ist. Die Ausführungen zur Editions-geschichte in den Vorbemerkungen (S. 181-183) geben Auskunft darüber, warum sich Tashinskiy aus triftigen Gründen für die angegebene Textfassung entschieden hat. Es ist jedoch weder der Ausgangstext für alle untersuchten Übersetzer, noch das Original, wie es z. B. dem ersten

Übersetzer 1868 zugänglich war. Es ist der Text, der als Grundlage für die Vergleiche in dieser Arbeit genutzt wird. Der Logik der theoretischen Argumentation folgend, aber auch aus Kohärenzgründen, würde sich die Überschrift „Gončarov“ statt „Original“ in einer Reihe, in der acht Nachnamen genannt werden, als weniger auffällig lesen. Doch „Namen sind Schall und Rauch“, wirklich interessant ist, der Frage nachzugehen, ob in den Analysen der originalitätszentrierte Reduktionismus überwunden wurde und was die Übersetzungen durch das Prisma translatorischer Differenz betrachtet gewonnen haben.

Ich gehe zugegebenermaßen „reduktionistisch“ vor, und konzentriere mich allein auf den originalitätszentrierten Reduktionismus, weil dieser Diskurs im Zusammenhang mit Neuübersetzungen nach meinem Dafürhalten die ganze Arbeit konstituiert und sich für die Weiterentwicklung der Übersetzungsforschung fruchtbar machen lässt. Zum anderen lassen sich die anderen in der Arbeit angesprochenen Reduktionismen aus meiner Sicht relativ leicht ausschalten. Der theoretische Teil der Arbeit evozierte die Erwartungshaltung, die Analysen würden den Blick auf ein Universum der Differenz freigeben, in dem jede Differenz willkommen ist und wertfrei registriert werden kann. Nach den ersten Vergleichen bekommt man aber das Gefühl, dass gerade die Differenzen in der Übersetzung von Bischitzky, auf die der Schwerpunkt gelegt wurde, unterbewertet werden. Da wo Tashinskiy den anderen sieben Übersetzern zuweilen weite interpretative Sprünge erlaubt, werden Bischitzky auch kleinere Sprünge manchmal innerhalb einer Synonymreihe angekreidet. Bereits im ersten Vergleich, bei dem alle Übersetzer zu Wort kommen, heißt es: „Einzig Bischitzky nimmt sich an der Stelle das vor, was man im klassischen Sinne ‚Glättung‘ nennen kann.“ (S. 195) Aus meiner Sicht glättet sie nicht, sie raut auf. Tashinskiy: „Aus ‚gluchie‘ wird bei ihr ‚unausgesprochen‘. D. h. die Medialität des inneren semiotischen Vorgangs, seine mediumbedingte Opazität, wird [...] nivelliert.“ (S. 195) Die erste und vielleicht die wichtigste Frage in diesem Zusammenhang ist für mich, warum die „Opazität“ an diesem einen Wort festgebunden ist? Die mediumbedingte Opazität kommt aus der Interpretation von Tashinskiy, ob sie im Satz von Gončarov vorhanden ist und welchen Stellenwert sie da einnimmt, entscheidet jeder Leser für sich. „Wenn „глухой“ als „dumpf“ übersetzt wird, wie es alle außer Bischitzky machen, kann bei der Rekonstruktion des übersetzerischen Vorgangs, ähnlich wie bei Gončarov an dieser Stelle, trotzdem nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob die untersuchten Übersetzer sich bei „глухой“ für „dumpf“ im Sinne von gedämpft klingend, wie von Tashinskiy favorisiert, oder im Sinne von undeutlich, unklar, wie von mir favorisiert, entschieden haben. Es ist ein glücklicher Zufall, dass „глухой“ und „dumpf“ diese

beiden Bedeutungen sowohl im Russischen, als auch im Deutschen hat. Dieses Glück ist allerdings sehr bedingt, Tashinskiy und ich haben kein Monopol auf Interpretationen, andere Interpreten dürfen sich für Bedeutungen entscheiden, die mit „dumpf“ nicht abzudecken sind. Ginge man der Frage nach, ob Gončarov „глухой“ in einer ähnlichen Konstellation an anderen Stellen im Roman gebraucht, käme man einige Seiten vorher zum Satz, der eine überraschend weite Auskunft zu „глухой“ gibt. 1. „вопросы“, die später mit „глухой“ beschrieben werden, werden über zwei weitere Adjektive definiert, 2. „глухой“ wird einem anderen Substantiv vorangestellt: „[...] смущение, боязнь, томление, какая-то глухая грусть, слышатся какие-то смутные, туманные вопросы в беспокойной голове“. In diesem Satz ist die auditive Beschaffenheit von „глухой“ ausgeschlossen. Bezogen auf eine negative Emotion, wie hier, bedeutet „глухой“ undeutlich, unbestimmt und geht in Richtung „dumpf“, wie etwa bei „dumpfer Schmerz“ im Deutschen. Die Fragen, die einige Seiten weiter mit „глухой“ charakterisiert werden, werden über die Adjektive смутные (etwa: verwirrt), туманные (etwa: vernebelt) bestimmt. Die Interpretation von Tashinskiy fußt auf der auditiven Beschaffenheit, in seiner Interpretation kann sie „den Raum selbst des inneren Kommunikationskanals mitevozieren“. Die „partielle Undurchlässigkeit“ dieses Kanals in der Interpretation wird in der Analyse/Kritik zur „mediumbedingten Opazität“: „Aus ‚gluchie‘ wird bei ihr ‚unausgesprochen‘. D. h. die Medialität des inneren semiotischen Vorgangs, seine mediumbedingte Opazität, wird in der Analogie zum normalen ‚äußeren‘ Sprechen konstituiert und dadurch unauffällig gemacht, nivelliert.“ (S. 195) Bischitzky hat aber gute Gründe im Satz von Gončarov ein normales, „äußeres“ Sprechen zu sehen. Ol’ga spricht mit Štol’c. Der innere semiotische Vorgang, bei dem die Fragen noch dumpf waren, ist zumindest partiell abgeschlossen. Ol’ga spricht die Fragen aus (вы-сказывает). Bischitzky nivelliert den semiotischen Vorgang nicht. Sie setzt die Akzente anders als Tashinskiy. Ihr ist wichtig, an der Stelle mitzuteilen, dass die Ergebnisse dieses semiotischen Vorgangs, die Ol’ga schon eine Weile absichtlich vor Štol’c verborgen hat (also nicht nur weil die Fragen noch diffus und dumpf waren), zum Ausdruck gebracht werden. Ol’ga hat diese Fragen im Inneren (geheim)gehalten, jetzt vertraut sie Štol’c alles an. Nicht berücksichtigt wurden bei der Analyse die Querverbindungen in „mesotextueller Umgebung“, auf deren Wichtigkeit im Kapitel 6 (Teil III) „Die Wiederholung und das Ornamentale“ zurecht hingewiesen wird. Mehr noch: Auch „die mikrotextuelle Umgebung“ wird abgeschnitten. Tashinskiy zeigt das Ende des Satzes von Bischitzky nicht. Die Aussage über die Nivellierung kann ich als Leser nur machen, wenn ich weiß, wie Bischitzky mit „мираж“ – für die Opazität mindestens ge-

nauso wichtig wie „глухой“ – umgeht und für welches Verb sie sich für „рисовала“ entscheidet. Die Kette „передавала“ – „высказывала“ – „рисовала“ ist gerade für den Fortschritt des „inneren semiotischen Vorgangs“ enorm wichtig.

Es soll nicht als Plädoyer für die Lösung von Bischitzky verstanden werden. Es ist auch keine Kritik an der in sich stimmigen und sehr aufschlussreichen Interpretation von Tashinskiy. Ich möchte nur zeigen, dass die Lösung von Bischitzky im Vergleich zu den anderen Übersetzern benachteiligt behandelt wird. Mir ist nicht einleuchtend, warum Tashinskiy sich Mühe gibt, z. B. die Lösung von Röhl durch „assoziative Nachbarschaft“ als nachvollziehbar zu erklären. Selbst den Bogen von „dumpf“ zu „Betäubung“ bei Horsky sieht er als „durch die sprachsystemisch vorhandene Querverbindung zwischen den Signifikanten ‚dumpf‘ und ‚taub‘ im Deutschen ermöglicht/begünstigt“. In der Lösung von Bischitzky wird dagegen nur auf die nivellierende Wirkung der Lösung „unausgesprochen“ für „dumpf“ hingewiesen, während das Verb „vertraut“, in dem der innere semiotische Vorgang zumindest partiell kompensiert ist, völlig außer Acht gelassen wird.

Im nächsten Beispiel wird „Ärger“ für „skuka“ in der Übersetzung von Bischitzky nicht als Deutung begrüßt, sondern als „Ermüdungsfehler“ (S. 200) gewertet. Diese Lösung von Bischitzky ist zugegebenermaßen nicht zwingend, sie ist jedoch durchaus erklärbar und gerade innerhalb dieser „inhomogenen“ Reihe sowohl bei Gončarov als auch bei Bischitzky begründet. „Skuka“ ist keine Apathie. (Kein „Unwillen“ also, wie es z. B. bei Horsky heißt.) Die Begleiterscheinungen von „skuka“ sind innere Unruhe und Gereiztheit, über die man auch zum „Ärger“ gelangen kann. Es geht um eine negative Emotion, die der positiven Emotion „Freude“ gegenübergestellt wird. In der Übersetzung von Bischitzky wird diesem Umstand Rechnung getragen.

Es wäre interessant, der Frage nachzugehen, ob die in der Arbeit intendierte Suche nach einem deskriptiven Modell für literarisches Übersetzen erfolgreich abgeschlossen werden kann und ob es eine deskriptive Translationswissenschaft geben kann, wie es z. B. eine deskriptive Linguistik gibt. Provokant zugespitzt bedeutet die Frage, ob Übersetzungsanalyse zwangsläufig Übersetzungskritik ist. Die Analysen in der Arbeit haben gezeigt, dass man trotz gegensätzlicher Vorsätze nicht ohne Wertungen auskommen kann. Meine Versuche, in den Mini-Analysen dieser Rezension dem entgegenzukommen, sind auch nicht wertfrei ausgefallen. Wie jeder Rezeptionsvorgang ist Übersetzungsanalyse subjektgebunden. Diese Subjektgebundenheit begründet einerseits das Universum der Differenz, welches Aleksey Tashinskiy von verschiedenen Perspektiven aus in seiner sehr lesenswerten Arbeit so eindringlich auf-

gezeigt hat, erlaubt aber andererseits keine Beschreibung dieser Differenzen jenseits von Wertung und Aspekthaftigkeit.